



# Feierabend



Nr. 44.

Unterhaltungsbeilage.

1931.

## Die Dolchtänzerin.

Novelle von Albert Noremant.

Alle Besucher des Montmartre kannten die Olga Smirzow von der „Russischen Höhle“. Da sie mit scharfen Klängen jonglierte, hieß sie allgemein die „Dolchtänzerin“. Man erzählte sich, daß sie als Verwandte des Zaren einst eine hervorragende Stellung am Petersburger Hof eingenommen hätte, aber die meisten glaubten das nicht, sondern betrachteten diese Geschichte als einen der üblichen Reklametricks. Wie groß war daher das Erstaunen in ganz Paris, als es laut wurde, daß ein ehemaliger Kosakenoffizier mit Namen Bugson in der „Russischen Höhle“ ermordet worden war und daß man Olga Smirzow verhaftet habe.

Die Einzelheiten des Dramas waren ganz in mystisches Dunkel gehüllt. Es war kein Zeuge da, der die Schuld der Tänzerin beweisen konnte, und was immer man auch gegen sie vorbrachte, es stützte sich lediglich auf Indizien. Dem Untersuchungsrichter oblag es nun, dieses Rätsel zu ergründen.

Als die Verhöre beendet waren und Olga Smirzow sich einen Verteidiger wählen sollte, da fiel ihr Entschluß auf einen jungen Advokaten, der ihr die letzte Zeit in auffallender Weise den Hof gemacht hatte. Er hieß Albert Rudez, war kaum dreißig Jahre alt und stand erst am Beginn seiner Verteidigerlaufbahn, aber sein Name hatte im Gerichtssaal schon einen guten Klang und man bewunderte nicht wenig sein sicheres und zielbewusstes Auftreten.

Gleich am nächsten Tage sprach man von ihm in den Blättern und bald darauf wurde er neben der interessanten Mörderin zum Helden der sensationellen Affäre.

„Jetzt bist du wohl zufrieden“, sagten ihm verschiedene Kollegen, die nur mühselig ihren Reiz unterdrücken konnten.

„Zufrieden?“ erwiderte Rudez mit viel-sagendem Lächeln; „ich bin geradezu entzückt! Einen Braten, wie diesen, gibt es nicht alle Tage...“

Die wahre Ursache seiner Befriedigung verschleierte er ihnen aber wohlweislich, denn es war nicht nur der kriminelle Fall, der ihn als solcher im höchsten Grad fesselte, sondern es gab noch etwas anderes, das ihn zu der wunderschönen Russin mit aller Gewalt

binzog: er liebte sie. Er liebte den exotischen Reiz, der sie mit einem geheimnisvollen Nimbus umgab, er liebte ihre nachtschwarzen Augen, die so unergründlich zu blicken wußten, er liebte ihr zauberisches Lächeln, das immer etwas schmerzliches war. Gestanden hatte er dieses Gefühl seiner Angebeteten noch nicht, aber seine Artigkeiten und seine Glückwünsche klangen immer so weich und innig, daß jedes seiner Worte wie eine Liebeserklärung war. Konnte es da verwunderlich sein, daß sie gerade ihn zu ihrem Verteidiger gewählt hatte? Sie handelte nur folgerichtig, denn sie mußte sich ja sagen: der liebt mich, er wird also seine ganze Kraft zusammennehmen, um mich zu retten. Er wird gewiß mehr tun, als jeder andere Verteidiger täte, ihn wird bei seinen Bemühungen die Liebe anspornen.

Als er zum erstenmal bei ihr in der Zelle war, da faßte sie seine Hand, blinnte ihm tief in die Augen und sagte mit ihrer schmeicheleichen, immer wie verschleiert klingenden Stimme:

„Schwören Sie mir, daß Sie mich nicht für schuldig halten!“

Der junge Mann erhob wie unter einem hypnotischen Zauber die Hand zum Schwur.

Die sachliche Unterredung zwischen der Angeklagten und ihrem Verteidiger begann, es war aber nicht viel, was Rudez aus der geheimnisvollen Schönen herausbrachte.

„Ist Olga Smirzow Ihr wirklicher Name?“

„Es ist der, auf den meine Papiere lauten.“

„Ohne Zweifel!... Aber Papiere kann man sich unter Umständen auf jeden beliebigen Namen verschaffen.“

„Halten Sie sich bitte, an diesen.“

„Ich will nicht weiter in Sie dringen, aber...“

„Da gibt es kein Aber!“

Sie besaß eine ganz eigene Art, allen Fragen kurz die Spitze abzubreaken. Trampfte sie ihn ab, so vermied es Rudez, ihren Blicken zu begegnen und suchte kramphast in seiner Aktentasche nach einem Dokument, das ihm plötzlich unbedingt nötig zu sein schien.

Er kam zu ihr täglich, brachte ihr Süßigkeiten, die sie gern hatte und Parfüms, die sie bevorzugte.

„Sie sind zu lieb“, sagte sie und überließ ihre Hand seinen Küssen.

Eines Tages, als er nach einem langen Beisammensein wieder fortgehen wollte, hielt sie ihn zurück und sagte lebhaft:

„Bleiben Sie... Es ist nicht recht von mir, Ihnen etwas zu verschweigen... Sie sollen nun erfahren, wer ich bin...“

„Sprechen Sie, bitte, ich höre.“

„Sie wissen doch, daß die Leute herum-erzählen, ich hätte früher einen bedeutenden Rang am russischen Hof eingenommen.“

„Stimmt das nicht?“

„Im Gegenteil: es ist vollkommen richtig. Man hat sogar gesagt, ich wäre eine Verwandte des ermordeten Zaren...“

„Das ist aber wohl nur eine Legende, nicht?“

„Nein; es ist wahr. Mein richtiger Name ist Prinzessin von Taniassow. Ich heiratete mit sechzehn Jahren und war mit achtzehn schon Witwe. Mein Mann, der Kavalleriegeneral von Taniassow, ist im Jahre 1914 in Masuren gefallen. Bei Ausbruch der Bolschewistenrevolution flüchtete ich. Einige Zeit konnte ich vom Erlös meiner Juwelen leben; aber als meine letzten Mittel erschöpft waren, wurde ich die Dolchtänzerin.“

„Ich werde mich dieser Angaben in meinem Plaidoyer bedienen“, sagte Rudez ehrerbietig.

„Ich will es aber nicht!“ lehnte sie mit Entschiedenheit ab. „Solange ich nicht die Mittel habe, eine standesgemäße Existenz zu führen, wird es eine Prinzessin Taniassow nicht geben. Von Ihnen aber verlange ich, daß Sie bis dahin nie eine andere als die Olga Smirzow vor Augen haben. Kann ich auf Ihre Verschwiegenheit rechnen?“

Er neigte nur den Kopf zum Zeichen der Bejahung und küßte die geliebte Hand.

Die Untersuchung dauerte lange, verlief aber so gut wie resultatlos. Man vermutete, daß die Tänzerin unter einem falschen Namen auftrat, doch gelang es nicht, ihr die Unechtheit ihrer Papiere nachzuweisen. Die ganze Mordaffäre war nach wie vor unaufgeklärt und im höchsten Grad mysteriös. Das Personal der „Russischen Höhle“ hatte ja den getöteten Kosakenoffizier gar nicht gekannt und ihn an dem verhängnis-



vollen Abend überhaupt zum erstenmal gesehen.

In Anbetracht dieses Sachverhaltes kam der Fall in einem recht wirren Zustand vor den Gerichtshof. Olga Smirzow, die in einem sowjetischen, hoch auf der Anklagebank saß, war an diesem Tage schöner denn je. Sie gab sich in einer ganz geheimnisvollen Art und beantwortete die Fragen des Vorsitzenden mit einer Stimme, die wie von fernher klang, aber klar und eindringlich genug war, um die Aufrichtigkeit herauszuhören zu lassen.

Der Staatsanwalt, den der Mangel an Beweismaterial sichtlich zu irritieren schien, glaubte seiner Sache auf die Weise gerecht zu werden, daß er in scharfen Worten gegen die fremden Elemente der Hauptstadt loszog und namentlich die aus dem Osten als einen moralischen Seuchenherd und eine wahre Landplage bezeichnete.

moralischen Seuchenherd und eine wahre den schwachen Bau der Indizienbeweise mit seinen flammenden Worten zu zerstören. Die Geschworenen sprachen seine Klientin in jedem Punkt der Anklage frei.

Einige Wochen später wurde die Verlobung der Dolmetscherin mit ihrem Verteidiger bekanntgegeben. Das Drama endete mit einer Idylle.

Am Hochzeitsabend versammelten sich sämtliche Artisten der „Russischen Höhle“ bei Olga Smirzow zu einer letzten Zusammenkunft. Da sie den Entschluß gefaßt hatte, sich gänzlich von der Bühne zurückzuziehen, konnte sie dieses Abschiedsfest ihren ehemaligen Kollegen nicht schuldig bleiben.

„Laßt uns lustig sein!“ rief sie ihnen zu, während die Pfropfen knallten.

Der Champagner flog in Strömen. Um die anderen mitzureißen, trank sie selber ungewöhnlich viel. Umsonst versuchte ihr Mann, sie mit sanfter Gewalt davon abzubringen. Sie war schon zu sehr angeheitert, um auf seine Mahnungen zu hören. Plötzlich stand sie auf und rief mit heiserer Stimme:

„Hört zu...“

Mit Spannung horchten alle, was da kommen würde.

„Hört mich an! Ich will euch eine Geschichte erzählen. Ihr wißt doch, daß man den Skafanoffizier Bugson tot in der „Russischen Höhle“ gefunden hat. Nun... Das war kein Mord, sondern er war nur als solcher verkleidet; in Wirklichkeit war es ein bolschewistischer Emigrant. Und jetzt will ich euch zeigen, wie ich ihn ermordet habe...“

## Gedanken im Dunkel!

Ort: Ein kleines Kino, das sich noch nicht entschließen konnte, ganz zum Tonfilm überzugehen. Der Saal ist gepreßt voller Menschen! Ein junger Bursche singt seine alltägliche Vitane von Ice Cream.

Plötzlich bricht das Licht ab. Ein Raunen geht über die Köpfe! Einige Pärchen rücken enger. Sie werden vom Film nicht viel sehen! Das Flüstern verweht. Nur manchmal springt abgehacktes Husteln auf.

Neckende preist. Dann folgt ein Lustspiel. Die Zuschauer wiehern. Kurze Pause. Der Hauptfilm beginnt mit den Klängen eines Orchesters! Er ist ein elendes Nachwerk, ganz Schablone! Da sind zwei arme Familien. Beide sehr arm, schlägt sich die eine mit Stehlen durch, während die andere von Almosen lebt.

Dann das bekannte Dreieck. Zwei Söhne und ein Mädchen. Einer ist gut, schön und arm,

während der andere häßlich, schlecht und arm ist. Das Mädchen ist natürlich reicher, schöner und besser als alle andern. Kurz ein Mädchen mit Superlativen. Nach hundert Metern wird dem Zuschauer schon die schönste Prügelei serviert. Es wird auch geschossen. Die Zuschauer erstarren. Mit fliegendem Atem pressen sie ihre Blicke an die schimmernde Leinwand. Keinem scheint aufzufallen, daß der Held mit seinem lechschüssigen Revolver, ohne zu laden, dühende Male schießt.

Dann trifft ihn eine Kugel. Er sackt zu Boden. Wird überwältigt und in einer Salbung auf ein Pferd gefesselt, daß jedem gewöhnlichen Sterblichen das Genick entzweigen würde. Um aber ganz sicher zu gehen, jagen die Räuber das Pferd in die brennende Prarie.

Die Zuschauer werden unruhig. Ein junger Bursche verkrampft seine Hand in den Karmel seines Nachbarn, der, ob dieser unerwarteten Störung ärgerlich, ehrlich gemeinte Flüche murmelt.

Doch der Filmgoist läßt keinen Gutm zu Grunde gehen. Die Rettung naht in Gestalt eines Indianers, der, abgesehen von seiner braunen Haut, etwas typisch Deutschstämmiges an sich hat. Auf alle Fälle paßt sein braunes Stupsnäschen gar nicht zum Federhalm.

Doch die Bösewichte sind nicht faul. Sie haben das schöne Bräutchen des guten Helden zu ihren Anführer. Einer von ihnen zieht dann aus, einen Priester zu suchen. Trifft den Gottesmann schwer erkrankt und hilft sich aus

der Verlegenheit, indem er selbst dessen frommes Kleid anzieht. Höhnisches Maulaufreißen bei den Räubern, die ihren Kameraden schmeichlich erwartet hatten. Die Trauung konnte beginnen.

Komischer Gedanke: Warum mußte dieser Räuber nun unbedingt getraut sein! Als außerhalb der Gasse Stehender?

Wer vermag die Rätsel der Filmlogik zu lösen! Doch wieder naht die Rettung. Ihr Geliebter braust daher. Schüsse rauchen. Die Räuber ergeben sich.

Finale! Mondschein am Silbersee. Weißes Pferd. Rosen. Die zwei Geretteten. Dunkle Schattenbäume rauschen ein Liebeslied. Lippen finden sich. Das Licht flammmt.

Damit ist die Geschichte von der lange und schrecklich verfolgten, manchmal fast unterlegenen, zuletzt aber mit Saxophonbegleitung siegenden Liebe zu Ende. Und das, ohne daß ein einziger Pfiff erschollen wäre.

Hochbefriedigt verlassen die Menschen den Saal. Ich aber frage mich: „Wie lange noch?“ Wie lange noch werden sich die Arbeiter jene Lüge vom guten Reichen und vom Armen, der zur Strafe arm ist, aufhängen lassen! Wann endlich werden sie es ablehnen, verlogene Darstellungen vom Leben mit ihrem Gelde zu bezahlen? Wann werden sie endlich einsehen, daß damit nur die Kapitalisten unterstützt werden?

Eines kann man im Kino lernen. Aber nicht vom Film, sondern vom Publikum selbst. Nämlich, daß noch viele große Arbeit nötig ist, um dem Arbeiter den Unterschied zwischen Riß und Kunst klar zu machen! R e m o.

## Tumla.

Von Paul Dehlan.

Tumla lag auf dem Bauch und stützte den Kopf in beide Hände. Dem Südwestwind sah er entgegen, nach dem Wald am jenseitigen Ufer der Wiljui, wo Eichhörnchen in den Kronen herumhuschten, sich neckten und die Nester erneuerten. O, dieser Südwestwind! Wenn er während des kurzen Sommers von den Kirgisischen Steppen her über die Tundren strich, war ein Leben darin, das einfach die Todesstarre des Polarwinters wegblos. Fast über Nacht war das harte Steppengras hochgekommen. Tumla spürte die Werdekraft des Windes in seinen Knochen. Er sprang auf und schnüffelte ihm wie ein Hund entgegen. Dann legte er sich wieder hin und lag stundenlang. Westwärts über die Steppen, über den Ural ging sein Träumen, nach einem Lande, das so fern war, daß es nur noch als ein Märchen in ihm lebte. Ein Wort formte sich ihm zuweilen. Das kam schwer und fremd klingend über seine Lippen: „Deutschland.“ Der Krieg lag schon bis zur Unwirklichkeit weit hinter ihm. Aber die Erinnerung an warme Sommernächte, an helle, freundliche Mädchen war lebendiger als je. Er stöhnte, wenn die Erinnerung übermächtig wurde, und sah mit starren Augen in den Horizont, als sähe er dort Zauberbilder.

Aus Hans Wiedemann war Tumla geworden. Seit zehn Jahren, als er aus dem Strafgefangenenlager von Turuchansk nach der Mandchurie hatte fliehen wollen und totkrank den Jakuten in die Hände gefallen war, lebte er bei ihnen und war selbst Jakute. Ihm gefiel das freie, wilde Leben der Pelzjäger. An ihre Sitten hatte er sich bald gewöhnt. Und wenn er auch in der ersten Zeit nach Gelegenheits geschäft hatte, zu entkommen, so hatte er es doch bald aufgegeben. Die unendlichen Weiten

Aber nun: Schiffe sollten kommen, Schiffe aus Europa.

Jantla, das Jakutenweib, weckte ihn aus seinen Träumen. Sie hatte sich gewaschen und das schwarze Haar frisch gekämmt, daß es in der Sonne glänzte. Sie legte sich neben ihn und preßte ihren Körper an seinen. Tumla drehte nur den Kopf und sah wieder in die Weite. „Du denkst nicht mehr an mich, Tumla!“ sagte sie betrübt. Tumla schwieg lange. „Wenn die Sonne am höchsten steht, werden Schiffe in der Mündung des großen Flusses sein. Der Stamm rüstet schon. Nichte auch mein Boot.“ sagte er endlich. Das Weib sprang auf. „Was willst du?“ Sie zitterte am ganzen Körper. Tumla antwortete nicht. „Du sollst nicht nach den Schiffen, hörst du! Ich werde Solu bitten, unsere Helle einzutauschen.“ Nun erhob sich auch Tumla. Er war blaß. In seinen Augen war etwas von der Weite der Steppen. „Geh, Jantla, hole mir die Büchse! Ich werde einen Bod für die Fahrt schießen.“ Sie ging gehorham, das Gewehr zu holen. Und während Tumla im Walde herumstrich, machte sie das Boot fertig für die große Reise.

Kein Wort sprach Tumla mehr. Wie Eisenhülle drückte ihn die Trennung von seiner wackeren Gefährtin. Für beide kam eine schlaflose Nacht. Tief im Norden ging die trübe Mitternachtssonne ihren Weg. Als sie sich aus dem Dunst des Horizontes erhob, warf sich das Weib plötzlich über Tumla. „Nimm mich mit, nur bis zu den Schiffen!“

„Das geht nicht; es sind tausend Meilen.“ „Du kommst nicht wieder; ich weiß das nun.“ Sie weinte laut.

Tumla entzog sich ihren starken Armen. Gewaltig mußte er niederzwingen, was ihn mit dem Weibe verflochten. Nein, er mußte



fort. „Schweig, Janka! Es ist kein Geschäft für Weiber!“

Janka belud das Boot. Aber auch das schwache Weibboot richtete sie her. „Was soll das?“ fragte Tumla barsch. „Für mich!“ antwortete das Weib. Tumla preßte die Lippen zusammen. Er nahm sie mit in sein Boot und hoffte dabei, sie weiter unterhalb an der Lena bei ihrem Stamme absetzen zu können.

In wenigen Tagen trug die schnelle Wijui das Boot nach dem großen Strome. Die Ufer waren still. Es erwies sich, daß die Jakutenstämme schon nach Norden gezogen waren, um Balun zu Lande zu erreichen. Mehr und mehr wichen die flachen Ufer des mächtigen Flusses zurück. Der Strom dehnte sich stellenweise zu unüberblickbaren Seen. Träge wälzten sich die lehmigen Fluten meerowärts. Das Treibeis lag und knirschte. Tumla und Janka lösten sich ab, aber Janka schlief kaum, wenn sie ruhte. Sie kauerte dann am Ruder und sah stumpf vor sich hin. „Sieh, die blauen Nebel, Janka! Das Meer ist nicht mehr weit.“ sagte Tumla, als vor ihnen zur linken Hand Balun auftauchte. Janka senkte. „Ich werde dir ein schönes Kopfstück laufen.“ sprach er weiter. Da sah Janka den Nebel nach, die landeinwärts flogen, und weinte still in sich hinein.

Zwei Tagereisen unterhalb von Balun zeigte sie plötzlich aufgeregt nach Norden. Mächtige Rauchwolken stiegen fern in die unbewegte Luft. Tumla wurde blaß. Wie, um den Abstand zwischen sich und den Rauchfahnen zu verringern, beugte er sich weit über den Bootsrand hinaus. Dann sank er zitternd auf ein Kesselbündel. Janka ergriff die Riemen. Aber Tumla entriß sie ihr und stemmte sich selbst hinein, daß sie zu zerbrechen drohten. Der Bug sprang auf. Schneller glitt das Boot zwischen den Eisklößen hin. Da schrie Janka gellend auf.

Es war schon zu spät. Ein Krachen geschah unter ihnen. Das Boot war erfasst von den Zackenrändern zweier Eiskfelder, die wie Zahnräder alles fraßen, was in ihren Bereich kam. Nur Hälfte bäumte sich das Boot auf, sank zerbrochen zurück und wurde zerrieben. Während Janka Zeit gefunden hatte, auf das Eis zu springen, fiel Tumla rücklings neben die Rinne. Er wäre hineingeglitten, wenn Janka ihn nicht gehalten hätte. Er sprang auf und lief wie ein Unsiniger um das Eisfeld herum. Kein Weg übers Wasser. Er schrie, winkte, rief die Kesseljode vom Körper und schwenkte sie. Janka trat zu ihm. „Siehst du nicht, Tumla, die Schiffe sind fort.“ Er suchte verflucht den Horizont ab. Hoch im Norden, wo der rötliche Abendhimmel sich in kaum sichtbaren Linien mit den Eiskeldern vereinte, wurden die Schiffe klein wie Punkte. Todesseinsamkeit war wieder ringsumher. Da sank Tumla zusammen. Janka setzte sich auf einen Packeisblock und zog den Kopf Tumlas auf ihren Schoß. Und langsam trug der Fluß seine Eiskelder ins Meer.

## Das Leben.

Von J. Restroff.

Der Mensch ist das Wesen, welches die oberste Stufe in der sichtbaren Schöpfung einnimmt, welches sich sogar für das Ebenbild Gottes ausgibt, worüber sich jedoch Gott nicht sehr geschmeichelt fühlen dürfte. Der Mensch ist eine Säugetier, denn er saugt sehr viel Flüssigkeiten in sich, das Männchen Bier und Wein, das Weibchen Kaffee. Der Mensch ist aber auch ein Fisch, denn er tut oft Unglaubliches mit kaltem Blut, und hat auch Schuppen, die ihm zwar plötzlich, aber doch gewöhnlich zu spät von den Augen fallen. Der Mensch ist ferner auch

ein Wurm, denn er krümmt sich häufig im Staube und kommt auf diese Art vorwärts. Der Mensch ist nicht minder ein Amphibium, welches auf dem Lande und im Wasser lebt, denn mancher, der schon recht im Wasser ist, zieht noch ganz nobel aufs Land hinaus. Der Mensch ist endlich auch ein Federvieh, denn gar mancher zeigt, wie er a Feder in die Hand nimmt, daß er ein Vieh ist.

Die Welt ist die wahre Schul' . . . In der Schul', da muß man die Lektionen auffagen, sonst ist man dumm; wenn aber in der Welt man eine tüchtige Lektion kriegt, so muß man still sein und gar nix dergleichen tun, dann ist man g'scheit. In der Schul' wird man alle Tag verlesen; in der Welt, wenn man da einmal verlesen ist, so ist es genug auf ewige Zeiten. In der Schul' muß man ruhig sein; in der Welt ist es just gut, wenn man recht viel Lärm macht. In der Schul' haben sie extra

eine Efelbant; in der Welt sind die Efel auf allen Plätzen verstreut; drum herrscht auch nur in der Schul' diese Indiskretion, daß sie einm sagen können: „March auf die Efelbant.“ In der Welt, wenn ich da in ein Gasthaus oder in ein Kaffeehaus gehen werd', riskier' ich das nicht; oder wenn ich in ein Theater geh', da kann kein Siquassperrter zu mir sagen: „Ich bitt', Sie sind ein Efel, Sie gehören auf diese Bant!“

Das Vorurteil ist eine Mauer, von der sich noch alle Köpfe, die gegen sie angrennen sind, mit blutige Köpfe zurückgezogen haben. Das ist halt das Schöne, wenn man einmal recht mit den drinn sitzt im Glück, das gerät alles, da verliert's das Ralheur völlig die Courage gegen einen. Ich sage, wenn sich's Unglück über ein'n Millionär trauen will, das kommt mir grad' so vor, wie wenn ein Pischel auf ein'n Elephanten bellt.

## Mord in der Laubenkolonie.

Von Otto Bernhard Wendler.

Der Verfasser, bekannt durch den Roman „Soldaten-Marien“ hat einen neuen Roman geschrieben („Laubenkolonie Erdenglück“, Verlag: „Der Bücherkreis“, Berlin SW 61, Preis K 40.—), in dem er einfache Schilderung erzählt, Tragik und Komik des Alltagslebens in den Lauben und Gärten der Großstadt aufdeckt, gelegentlich auch mit frechem Humor an ernsthafte Dinge herangeht. Wendler weiß das proletarische Milieu trefflich nachzuzeichnen, er kennt auch die Menschen, die er schildert, aus guter Beobachtung und man merkt, daß ihnen seine Liebe gehört. Nachstehend eine für Stil und Inhalt des Buches charakteristische Leseprobe:

Dingelmann sah noch einmal in die Laube, es stimmte schon. Da lag einer in der Laube, dieses Blut im Gesicht und neben ihm lag eine Hade.

Der alte Dingelmann lief, was er laufen konnte, zur Chaussee. Vielleicht konnte er den Menschen doch noch fassen, sonst mußte er in die Stadt. Der Mann hörte ihn nicht, aber ein Auto kam über die Bahnkreuzung. Dingelmann gab lauter wilde Zeichen, da stoppte der Chauffeur kurz vor ihm.

Unwillig fragte er, was los sei. Vater Dingelmann schrie es ihm ins Gesicht, daß in Stuhls Laube ein Toter liege. Von dem einen Fenster des Autos wurde die Gardine beiseite geschoben und ein verschlafenes Frauengesicht zeigte sich.

„Was gibt es?“  
„In einer dieser Lauben soll ein Toter liegen.“

„Ah!“  
Im Auto rumorte es, und es dauerte nicht lange, da kam mit einer Wolke von Wohlgerüchen eine junge Frau heraus. Dingelmann hatte noch nie etwas von Pelz gesehen und eine so schön angemalte Frau.

„Wo liegt er?“  
„Da drüben!“

Die schöne Frau wollte schon zur Laube gehen, da sagte es Vater Dingelmann. Daß es doch wohl besser wäre, erst die Polizei zu rufen. Der Fahrer meinte das auch. Da gab ihm die junge Frau den Befehl, zur Polizei zu fahren, sie selbst schritt durch die breite Tür mit dem großen Schild: „Erdenglück“ den Lauben zu. Dingelmann, der hinterher humpelte, zeigte der fragenden Stuhls Laube.

Die Dame warf nur einen Blick in die Laube, dann fiel sie um. In Vater Dingelmanns Arme. Sie hatte das Blut gesehen, die Hade, den toten Mann. Der alte Dingelmann hielt sich gerade. Er hatte noch nie so eine im Arm gehabt.

Der Tote war Stuhr. Er erkannte ihn an der Uniform. Stuhr waren Eisenbahner. Die feine Dame erwachte wieder, warf einen zweiten Blick in den Raum, schrie wieder auf und wurde wieder ohnmächtig. Sie hing so leicht in seinem Arm, daß Vater Dingelmann Mut bekam, sie fortzutragen. Er griff etwas fester zu, und in einer Wolke von Wohlgerüchen, vor sich ein feines schmales Gesicht, trug er die Fremde in die eigene Laube hinüber. Dort legte er sie behutsam in den alten Kesseltuhl, der seit vier Jahren zum Mobiliar der Laube gehörte. Dingelmann spritzte ihr Wasser ins Gesicht, es nützte nichts. So mußte er es schon so machen, wie er es bei den Arbeiter-Samaritern gesehen hatte. Er öffnete den Mantel. Darunter war sie fast nackt. Wenigstens in des Alten Augen war das Befüge kein Kleid. Die Haut schimmerte durch. Vater Dingelmann hatte so etwas noch nicht gesehen. Behutsam fuhr er ihr mit seinem rollierten, angeseuhten Taschentuch über Brust und Arme. Als draußen das Auto hupie, kam sie wieder zu sich.

Der dicke Kommissar Krause hustete heran, hinter ihm der Chauffeur. Vor der feinen Dame, die sich erhoben hatte, machte der Kommissar eine Verbeugung, vor Dingelmann nicht. Aber Dingelmann fragte er dann: „Wo liegt der Tote?“

„In Stuhls Laube.“  
Zu vierten gingen sie nun zu der Laube. Der dicke Kommissar trat an den Toten heran, Dingelmann stand wartend in der Tür. Der Kommissar machte alles ganz anders wie Vater Dingelmann. Er sah sich erst einmal in der Laube um, ob sie allein waren, dann sah er dem Toten ins Gesicht.

„Kennen Sie den Mann?“  
„Ja, es ist Stuhr.“

„Mord!“ Schnob der Kommissar Krause unter seinem Schnurrbart hervor. Das hatte sich wohl jeder gleich gedacht.

„Der Mann ist mit der Hade erschlagen worden!“

Weil das Blut an der Hade deutlich zu sehen war, hatte sich der Großvater das auch schon gedacht. Der Chauffeur hatte sich das auch schon gedacht.

„Dort in der Ecke hat jemand geschlafen!“



In der Ecke war ein Lager aus Stroh und alten Lumpen und verschossenen Tüchern, wie man sie in jeder Laube hat.

Der Kommissar untersuchte die Taschen des Toten.

„Raubmord!“

Die feine Dame stieß dabei einen leichten Schrei aus und roch dabei gut aus dem Munde. Sie stand dicht neben Vater Dingelmann, der sie für alle Fälle wieder auffangen wollte, wenn es ihr schlecht wurde. Aber das Gesicht war in seinen Augen kein Kleid.

„Er hat nichts mehr in den Taschen. Eine Uhr fehlt auch.“

Nach dieser schweren Arbeit mußte der Herr Kommissar eine Zigarre rauchen. Dem Chauffeur bot er eine an, Vater Dingelmann nicht. Der Kommissar ging dann vor der Tür auf und ab.

Bald darauf traf das Polizeiauto ein. Zwei Polizisten hielten Hunde kurz an der Leine. Die Suche ging los. Die Hunde liefen nicht weit. An der Chauffee schon ließen sie stehen, schwanzwedelnd kamen sie zurück. Der Kommissar hatte für die beiden Polizisten nur ein Doppschütteln, wofür die Hunde Senge bekamen und nochmals los liefen.

Die feine Dame verabschiedete sich. Zuerst bei Vater Dingelmann, der sich schnell die Hand abwischte. Der Kommissar machte drei Verbeugungen hinter ihr her.

## Was mancher nicht weiß.

Wenn wir von unserer „festen“ Erde sprechen, so ist der Ausdruck sehr irreführend, denn wenn es etwa eine Landkarte gäbe, die uns zeigte, wie unsere Erde vor hunderttausend Jahren aussah, so würde niemand sich darauf zuerschrecken können. In der Mitte des Atlantischen Ozeans erhoben sich weite Landstrecken, die den verschwundenen Erdteil Atlantis bildeten. Die Nordsee war überhaupt nicht vorhanden und das Mitteländische Meer war ein kleiner Binnensee. Geht man noch weiter zurück, so war der Unterschied wahrscheinlich noch viel größer. Man nimmt an, daß sich im Süden des Stillen Ozeans ein ungeheures Festland ausbreitete, das man Lemuria nennt. Es umfaßte Australien und Neu-Guinea und erstreckte sich weit in den Indischen Ozean. Da, wo sich heute Kanada und die Vereinigten Staaten befinden, lag in jenen Zeiten ein ungeheurer Binnensee. Die Anden hatten sich noch nicht gebildet und Südamerika war nur eine Insel, während andererseits die Wüste Sahara ein großer See war. Die nächsten hunderttausend Jahre werden neue Veränderungen bringen; so nimmt man an, daß Nordamerika und Japan eine zusammenhängende Landfläche bilden werden.

Die längste Brücke der Welt dürfte über den James River in Virginia führen. Sie ist nicht weniger als neun Kilometer lang und erhebt sich in der Mitte etwa 50 Meter über die Wasseroberfläche, so daß auch das größte Schiff darunter durchfahren kann. Die Brücke hat mehr als 20 Millionen Mark gekostet, doch hat die ganze Arbeit nicht länger als acht Monate gedauert.

Der Fixstern Beteigeuze, der 160 Lichtjahre von der Erde entfernt ist, ist 3000mal so groß wie die Sonne.

Um einen Schnellzug zum Stehen zu bringen, ist mehr als die doppelte Kraft nötig, die gebraucht wird, um ihn in Bewegung zu setzen.

Die Peterskirche in Rom faßt 54.000 Menschen, der Mailänder Dom 37.000 und die Paulskathedrale in London 25.000.

## „So wollen wir wohnen!“

Die Erkenntnis, daß in alle Wohnungen Licht und Sonne gehört, bricht sich ebenso immer mehr Bahn, wie die Einsicht, daß die Wohnsitten früherer Zeiten veraltet sind, daß sich bei einigermaßen ausreichendem Wohnungsraum gut wohnen läßt, wenn man es versteht, seine Wohnung zweckmäßig, hell und freundlich einzurichten. Der praktischen Durchführung dieser Erkenntnis stehen freilich leider die bestehenden traurigen Wohnungsverhältnisse entgegen und arme Menschen, die in überfüllten Wohnungen hausen müssen, oder deren geringes Einkommen ihnen jede Wohnkultur verwehrt, wird man vergeblich zu besessenen, hygienischen Wohnsitten bringen können. Für jene dagegen, die sich in neuen oder auch alten Wohnungen neu einrichten, oder die in der Lage sind, ihre Wohnung pflegen zu können, wird ein soeben erschienenes Buch „So wollen wir wohnen!“ Ein Wohnungsbuch für Jedermann. Von Dr. Ludwig Reundörfer. Mit 200 Abbildungen und 50 Plänen und Skizzen. Preis M. 8.80, geb. M. 9.20. Verlag Brand'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart) hochwillkommen sein, denn hier stellt ein Mann der Praxis seine Erfahrungen und seinen klugen Rat allen, die schön und modern wohnen wollen, zur Verfügung. Der Verfasser berücksichtigt sowohl die Wohnung für den Mindestbemittelten, das Wohnen im möblierten Zimmer und die Ledigenwohnungen, wie auch größere Wohnungen in alten und neuen Häusern, das Einfamilienhaus, die Wohnung des Geschäftsmannes, das Gebrauchsgerät, Schmuck und Schmücken der Wohnungen und kunstgewerbliches Hausgerät. Er gibt eine reiche Fülle von Hinweisen, Anweisungen und Ratsschlägen und es gibt wohl niemanden, der aus dem Buche nicht praktischen Nutzen ziehen könnte. Das große Bild- und Skizzenmaterial unterstützt in wirkungsvollster Weise die anregenden Darlegungen des Verfassers, der wie selten ein anderer, sich als berufen zum Schreiben dieses nützlichen Buches erweist.

—r.

## — Heiteres. —

Scharfsinnige Beobachtungen in Venedig. „Simplizissimus“ erzählt: „Denken Sie“, sagte in seiner Stammtischrede Herr Schulze, der mit Weib und Kind, natürlich nur „geschäftlich“, drei Wochen in Italien war, „es war völlig ruhig, nicht die geringste Störung durch Musolin, die Wirtin äußerst zuvorkommend, man hätte einen deutschen Sprachverein in den Speisefälen gründen können. Leider regnete es viel, so daß wir bei Hochwasser in Venedig eintrafen. Was meinen Sie, wie diese Stadt auf alle Eventualitäten vorbereitet ist? Die Verwaltung hatte sofort Tausende von Rähren zur Verfügung gestellt. Ein Profit so 'ner Regierung!“

Vorschau. Die Schauspielerin geht mit ihrem Hündchen spazieren und trifft ihre „intimste Freundin“ in einem funkelnagelneuen Pelzmantel. Der Hund springt kläffend an dem Mantel empor und sie entschuldigt ihn mit dem süßesten Bäckchen: „Verzeihe Hido, meine Liebe; er ist so scharf auf Kaninchen.“

Gehorsam. Bei Tisch darf man nicht sprechen. Ruttchen sitzt an der Schmaltheite des „Himmels“, gegenüber dem Spiegel. Man ist gerade die Suppe. — „Bati.“ — „Still, mein

Junge, beim Essen spricht man nicht!“ — Ruttchen löffelt weiter. — „Bati.“ — „Still doch, Junge.“ — Nach fünf Minuten ist man fertig. — „Also, was wolltest du vorhin, mein Junge?“ — „Nichts mehr, Bati. Im Wohnzimmer war nur ein fremder Mann und hat was in einen Sack gepackt. Aber jetzt ist er schon fort.“

Der Optimist. Gläubiger: „Ich werde morgen wiederkommen und hoffe, daß Sie die Rechnung dann bezahlen werden.“ — Der Andere: „Ja, kommen Sie bitte. Ich freue mich immer, einen Optimisten zu empfangen.“

Das Barometer fällt. Junge: „Vater, das Barometer ist gefallen.“ — Vater: „Wieviel denn?“ — Junge: „Ungefähr zwei Meter; es ist entzwei.“

Gute Hilfe. Vater: „Nun, mein Junge, hast du dem Lehrer gesagt, daß ich bei den französischen Uebersetzungen mitgeholfen habe?“ — Sohn: „Ja, Vater, aber der Lehrer meinte, daß ich nicht nachzusuchen brauche, denn ich könnte doch nicht für deine Unwissenheit bestraft werden.“

Stilblüten. „Unter einem riesigen Schnauzbart trug dieser alte Soldat ein fühlendes Herz.“ — „Für meinen Sohn, der sieben Jahre als solcher tätig war, suchte ich eine Stelle als Bäcker.“

Ein Bekannter. Die kleine Susi war zum erstenmal in der Kirche. Mutter: „Nun, wie war's denn?“ — Susi: „Mama, da hat ein Mann auf dem Balkon gestanden und geschimpft!“

## Schach-Ecke.

Alle Aufschreiben und Anfragen an Gen. Wenzel Schach, Zweiteil Nr. 66 bei Leipzig-Schöna. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

### Schachaufgabe Nr. 58.

Von Gen. Alois Stellan, Jägerndorf. (Problemtourier 1931. Ehrende Erwähnung.) Schw.: Kc6; Ta4, a5; La7; Sc6, f4; Ba3, e7, f5, f7 (10).



Weiße: Kc6; Dc4; Tb4, e7; Lb1; Sa6, c3; Ba2, c5, c6, f6 (11).  
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Ausgabe an oben genannte Adresse zu senden.

### Lösungszug zu Nr. 35: 0-0!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robert Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle c. 18. Wittkau; Dräger Otto, Saaz; Adolf Wenzel, Arnstorf bei Gotha; Trübsch Gustav und Omal Adolf, Bistritz; Albert Rudolf, Proßebitz; Dinnelbeer Emil, Tetschen (siehe Lösung); Gottfried Johann und Ullrich Johann, Gollitschen bei Staatz; Otho Josef, Gostomitz; Deutel Wilhelm, Arnstorf bei Tetschen; Oßbzig Johann und Bräutigam Anton, Bergsgut; Altshausen Josef, Reichen; Stoboda Josef, Reichen; Schubert Josef, Bockau (Nachtrag zu Nr. 64).